

Matthias Hübener
Die indische Kugel

Matthias Hübener lebt in Hamburg und entdeckte früh seine Leidenschaft für die Fülle und den Reichtum in den Kulturen, Küchen und der Kunst und Literatur unserer Welt. Viele Reisen in die verschiedensten Teile der Erde haben ihn im Laufe seines Lebens geprägt. In seinen Büchern teilt er diese Begeisterung mit seinen Leserinnen und Lesern und stellt sich wie ihnen große und elementare Fragen: Was macht unser Leben aus? Welche Widersprüche stecken in uns, und wie können wir an ihnen wachsen? Als seine erste Veröffentlichung erschien 2020 der Roman *Vom Libellenflug – Eine Geschichte über den Mut* im Äquatorkind Verlag. *Die indische Kugel* ist sein zweiter Roman.

Matthias Hübener

Die indische Kugel

AQUATORKIND

Im Romantext sind einige Wörter in KAPITÄLCHEN gesetzt, die auf Hintergrundinformationen im Glossar hinweisen.

Diese Veröffentlichung enthält Links auf Webseiten Dritter, für deren Inhalte wir keine Haftung übernehmen, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der von uns genannten Veröffentlichung verweisen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Matthias Hübener

Herausgeber: Äquatorkind Verlag e.K., Hamburg
www.aequatorkind.de

Umschlag: Annalena Weber

Umschlagabbildungen: Mandala designed by visnezh / Freepik

Lektorat: Imke Sörensen

Herstellung: Das Herstellungsbüro, Hamburg
www.buch-herstellungsbuero.de

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

ISBN 978-3-948959-04-3

Alle Rechte vorbehalten

Das Böse ist am Anfang nur ein Gedanke.

Inhalt

ERSTE UMDREHUNG

9

ZWEITE UMDREHUNG

89

Dritte UMDREHUNG

187

VIERTE UMDREHUNG

275

FÜNFTE UND LETZTE UMDREHUNG

351

Glossar 443

Bildnachweis 468

Dank 470

ERSTE UMDREHUNG



- 1 -

Vorspiel

New York City – Juli 2002

Eilig tritt er in den Subwayeingang Fulton Street, drängelt sich an der vor ihm laufenden dicklichen Frau vorbei, passiert fast schon im Laufen die Schranke der Fahrkartenkontrolle. Das Geräusch der einlaufenden U-Bahn dringt an sein Ohr. Mit langen Schritten, zwei, drei Stufen gleichzeitig nehmend, hastet er die Treppe hinab, immer schneller, sieht schon den Bahnsteig, von dem die letzten wartenden Menschen in die noch offenen Türen steigen. Mit einem Sprung ist er auf der Plattform, zwängt sich durch die sich bereits schließende Automatiktür hinein, lässt sich auf einen Platz einer nahezu leeren Sitzbank fallen. Tief durchatmend, seine Aktentasche auf dem Schoß, sitzt er im anfahrenden Subwayzug. Auf dem Weg zur Station 168 Street. Wie jeden Arbeitstag – auf dem Weg nach Hause.

Warum diese Eile?, fragt er sich. *Bin ich denn verrückt?* Was ihn am Ende der Fahrt erwartet, hat er sich die letzten Stunden ausgemalt. Nach dem Anruf seiner Frau, der alles verändert hat. Ein Telefonat, das ein einziger schreiender Vorwurf gewesen war. »Wie konntest du nur!«, hatte sie ihn wiederholt angefaucht. »Du kümmerlicher Mistkerl. Cory hat's mir heute gesagt. Das halbe Haus weiß es schon!« Der Anruf hatte ihn am Ende der Mittagspause erreicht, kurz vor dem wichtigen Termin mit Bridgewater. Seinem größten Kunden. Bei dem er nach monatelanger Arbeit den neuen Hochhausentwurf präsentieren wollte. Sein wichtigstes Projekt seit Jahren. Vielleicht endlich sein Durchbruch im Büro!

»Mit einer dreiundzwanzigjährigen Praktikantin!«, hatte sie gebrüllt und ihn nicht zu Wort kommen lassen. Ihm Dinge an den Kopf geworfen, die wie Schläge auf ihn einprasselten. »Pack

deine Sachen und hau ab! Verschwinde aus meinem Leben!«, hatte sie zum Schluss fast bellend geschrien. Und dann, nach einer Pause, erschreckend kalt zu ihm gesagt: »Cory hat mir ihren Anwalt empfohlen. Mit dir bin ich fertig« – und das Gespräch beendet.

Seitdem hatte er sie ein Dutzend Mal anzurufen versucht und sich auch über sein Sekretariat bemüht, mit ihr Kontakt aufzunehmen, während er in der wichtigen Präsentation seines Bauentwurfs beim Kunden saß. Vergeblich. Suzanne war nicht zu erreichen. Und er wusste, dass sie immer tat, was sie sagte. Wahrscheinlich sprach sie jetzt schon mit dem Anwalt. Er wurde zunehmend nervös, schließlich panisch. Hatte fahrig präsentiert, Bridgewaters Fragen nur noch unvollständig beantwortet. War schließlich mit einer kurzen Verabschiedung aus dem Treffen zur U-Bahn-Station gestürzt.

Er sitzt jetzt schon einen Moment im Zug. Schweiß tritt ihm auf die Stirn. Harlow legt den Mantel ab, blinzelt aus dem Subwayfenster auf die vorbeiflickernde Stadt, greift nach einem Taschentuch und wischt sich das Gesicht ab.

Sie muss ihm zuhören. Die Sache mit der Praktikantin war eine Dummheit gewesen. Ohne Bedeutung. Am Abend nach der Verleihung dieses Architekturpreises. Bei dem er mit ein paar Leuten aus seinem Büro gewesen war. Sie dabei, auf ihren langen Beinen. Er hatte ein wenig bei der kleinen Feier getrunken. Und sie hatte ihn den ganzen Abend mit ihrem Körper angelacht, hatte Distanz vermissen lassen. Es hatte ihn verwirrt. Am Ende war er mit ihr gemeinsam im Taxi gefahren. Auf dem Weg zu ihrer Wohnung.

Suzanne, es ist ohne jede Bedeutung, will Harlow seiner Frau sagen. Nachher, gleich wenn er bei ihr zu Hause ist. Doch er weiß, dass dies nicht stimmt. Und hat plötzlich Angst, begreift, dass er vielleicht seine Kinder verliert.

Die Subway hält jetzt an der Station *59 St-Columbus Circle*. Die meisten Fahrgäste steigen aus. Harlow sitzt jetzt fast allein

im Abteil. So allein, wie er sich in diesem Augenblick auch spürt. Und sich dabei verflucht. *Woher weiß Cory es?*, fragt er sich jetzt. *Und wieso weiß es das halbe Haus?*

Ihm ist heiß – als sitze er im Dampfbad. Schwüle Luft, mit der dieses New York die Menschen im Juli fast ertränkt. Harlow zieht das Jackett aus, löst den Schlips, den er heute mit Bedacht für das Meeting mit Bridgewater gewählt hat und zu dem er Suzanne heute Morgen beim Anziehen noch um ihren Rat gefragt hat. Auf ihren Geschmack war immer Verlass. Auch an diesem Morgen, an dem seine Welt mit ihr noch intakt gewesen war. *Für sie oder für mich*, fragt Harlow sich jetzt.

Eine Durchsage bellt jetzt durch den Zug. Irgendein unvorhergesehener Halt, nur kurz auf der Strecke, heißt es. Harlow flucht. Warum das jetzt auch noch! Er wirft seine Aktentasche wütend neben sich. Versucht noch einmal, Suzanne anzurufen. Legt nach endlosem Klingeln das Smartphone aus der Hand. Lehnt sich zurück. Sieht sich um. Außer ihm sitzt hinten nur noch ein dösender alter Mann im Abteil.

Mir die Kinder wegnehmen, das wird sie doch nicht tun! Harlow flüstert vor sich hin. Der Zug fährt wieder an.

Plötzlich hört er dieses kullernde Geräusch, ein Funkeln rollt unter der ihm gegenüberliegenden Sitzbank hervor. Eine Kugel rollt dort über den Wagenboden, auf ihn zu, biegt jetzt ab, schlägt einen Haken, schabend nach links. Der Zug fährt in eine Kurve. Er blickt der Kugel nach, schon ist sie wieder unter einer Sitzbank verschwunden. Klackert irgendwo gegen. *Eine Murrel vielleicht*, denkt Harlow sich.

Nie hätte er damit gerechnet, dass Suzanne seinen Betrug entdeckt. Hatte der langbeinigen Cynthia gleich am nächsten Tag gesagt, dass es nicht weitergehen könne mit ihnen. Er sei verheiratet, liebe seine Frau. Davon habe sie aber weder bei der ersten Nummer in ihrem Bett noch bei der zweiten auf dem Küchentisch etwas gemerkt, hatte Cynthia zynisch geantwortet und dabei verletzt geblickt. Eine Woche später hatte sie gekündigt.

Harlow hatte aufgeatmet. Das war jetzt fünf Monate her. Wieso kam diese fast vergessene Sache jetzt plötzlich hoch?

Die U-Bahn verlässt die nächste Station, nur ein junges Paar ist zugestiegen und sitzt jetzt, nur mit sich selbst beschäftigt, mit Harlow und dem dösenden Alten im Abteil. *So verliebt war es mit Suzanne auch mal*, denkt Harlow gerade, das junge Paar beobachtend, als die Kugel plötzlich unter der Bank hervorgeschossen kommt, wie der Blitz über den Boden flitzt, unter die gegenüberliegende Bank schießt, dort irgendwo abprallt und jetzt direkt auf ihn zugekullert kommt. Funkelblitzend wie ein fliegender Edelstein. Harlow streckt intuitiv die Hand aus, stoppt die Kugel geschickt, packt sie, umschließt sie fest mit seiner Hand.

Er hält die Kugel in der Faust, blickt sich um. Der Alte döst. Das Liebespaar lacht einander in die Augen, niemand hat sein Tun bemerkt. Fast fühlt er sich, als habe er etwas Verbotenes getan.

Kalt spürt er die Kugel in seiner Hand, erstaunlich kalt, eiskalt fast, liegt sie an seiner Haut, in der geschlossenen Faust. Langsam öffnet er die Hand, erst nur ein wenig, blickt vorsichtig hinein. Sieht in ein glitzerndes Rund, etwas strahlt, obwohl er seine Hand fast geschlossen hält.

Harlow ist verwundert. So etwas hat er noch nie gesehen. Was ist das? Ist es Glas? Kaltes, funkelndes Glas? Und erstaunlich schwer ist es, dieses Ding. Kaum zu glauben ist das Gewicht. Ungläubig wiegt Harlow seine Hand.

145th Street. Nur noch eine Station. Harlow ist wieder bei Suzanne. Und bei dem, was ihn jetzt erwartet, wenn er gleich zu Hause ist. Die gemeinsame Wohnung liegt nur fünf Fußminuten von der Subwaystation entfernt. Was soll er ihr zuerst sagen? Was tun? Was, wenn die Kinder mit ihr vor ihm stehen? Harlow spürt Angst. Verzweiflung. Und Verachtung für sich selbst.

Manchmal fahren Züge einem erst zu langsam und dann zu schnell, denkt Harlow sich jetzt in seiner einsamen Furcht. Jetzt,

wo er seinem Schicksal entgegenfährt. Und die Subway schon in seinen Bahnhof einläuft. Er springt auf, zittert, greift Mantel, Jackett und Tasche, stürzt aus dem Zug heraus.

Jetzt ist er schon auf der Treppe. Schweißnass. »Ich wünschte, ich wäre nicht hier!«, sagt er halblaut zu sich, wie er da vorwärts steigt. »Ich wünschte, ich wäre lieber tot, als gleich das, was mich erwartet, erleben zu müssen!« Harlow hat jetzt laut gesprochen. Er eilt dem Ausgang zu, hastig, Tasche, Jacke und Mantel unterm Arm. Die Kugel in der Hand. Die Faust fest um sie geballt.

Er rennt durch das Eingangstor der Subwaystation, über den Bürgersteig, rempelt fast eine dort gehende Dame mit ihrem Hund um. Sie ruft ihm etwas nach. Derweil ist Harlow schon auf der Straße, will hinüber auf die andere Seite, nach Hause.

Der Linienbus erfasst ihn in voller Fahrt frontal, packt ihn fest und zieht ihn unter sich. Harlow verliert sofort das Bewusstsein, Sekunden bevor die Zwillingsreifen seinen Brustkorb durchtrennen. Quietschende Räder greifen in den Asphalt »Er ist wie aus dem Nichts vor meinen Bus gelaufen!«, sagt der Fahrer später der hinzugekommenen Polizei. »Fast wie auf der Flucht!«

»Meinen Hund und mich hat er beinahe umgerannt«, berichtet die Passantin bei ihrer Zeugenaussage unter Schock. »Als wäre er nicht bei sich, so hat er geblickt.«

John Harlow, achtunddreißig, Architekt, seit neun Jahren verheiratet mit Suzanne Upton-Harlow und Vater von zwei Kindern, wohnhaft in einer halb abbezahlten Eigentumswohnung und Ehebrecher für eine einzige Nacht, stirbt an einem Donnerstag.

Kostadinidis kommt heute schwer aus dem Bett. Das Kreuz schmerzt, die Knochen wollen heute nicht wie er. Ein harter Tag war es gestern, Mülltour im südlichen Harlem. Er hasst diese Touren in den alten Wohnvierteln. Elende Plackerei mit überfüllten Müllcontainern, übler Verkehr, Zuwege oft versperrt. Da lobt er sich doch die Fahrten an der Upper West Side. Saubere Touren, der Müll bürgerlich in ordentlich geordneten Müllsackreihen bereitgestellt. Mehr Platz und Luft zum Atmen – und weniger Schlepperei bis zum Müllwagen. Heute geht's für ihn bis nach Washington Heights, immerhin, es könnte schlimmer sein.

Er füttert den Vogel, wechselt das Trinkwasser im Bauer. *Wird heute wieder ein schwülheißer Tag*, denkt er sich und öffnet das Fenster einen Spalt für ein bisschen Frischluft für den Sittich. Trinkt einen Becher schwarzen Kaffee, schmiert sich ein Sandwich, mit besonders viel Tomaten und Hühnchen heute, und ist schon aus der Tür. Steigt vierzig Minuten später zu den anderen auf den Müllwagen, auf den Bock, seine grellgelbe Warnweste umgeschnallt. Seit bald dreißig Jahren fährt er schon Müll, Kostadinidis, *der Grieche*, wie die meisten Kollegen ihn nennen. Früher nannten ihn manche noch *Kosta*. Doch die Zeiten haben sich geändert bei der Müllabfuhr. Als er anfang, fuhren noch andere mit, viele Italiener, Polen, Mexikaner, ein Russe, zwei andere Griechen, alles Einwanderer halt, so wie er. Und viele Leute von hier waren damals auch mit dabei. Heute sind es viele Hispanos, Pakistani, Filipinos, Afghanen, Nordafrikaner und Leute von wer weiß noch woher. Jetzt ist er nur noch *der Grieche*, wenn er hinten steht auf dem Mülltruck und bei jedem Halt die schwarzen Müllsäcke aufsammelt und in den Müllgreifer schleudert wie einen Brocken Fleisch in einen unersättlichen Raubtierschlund. Es ist nicht mehr wie früher, niemand hat mehr vor ihm Respekt. Besonders nicht dieser Pakistani, dieser Afzal, mit dem

er heute wieder fährt. Der ihn immer neckt und sich über ihn lustig macht, vor den anderen.

Die Sonne sticht, der Fahrtwind bringt etwas Kühlung. Der erste Halt, die ersten Säcke, von nun an alle hundertfünfzig Meter am Bordsteinrand oder neben dem Hauseingang. In einem Innenhof oder am Absatz eines Treppenaufgangs. Beim Absteigen immer Blick zum Verkehr, dann erst zum Müll – und dann immer ein Blick auf den Boden! »Absuchen!«, hatte ihn Gianni, als er vor bald dreißig Jahren anfang, den Geheimtipp für Müllwerker gelehrt. Immer mit den Augen den Boden absuchen! Besonders in den besseren Vierteln. Wer reich ist, ist oft achtlos. Es macht ihm nichts aus, wenn er mal ein Geldstück verliert. Oder eine Frau ihren Ohrring. Oder einer sein gut gefülltes Portemonnaie. Es stört die Reichen kaum, ein wenig zu verlieren. Ein wenig, das für uns ein viel ist, das einen Moment Sorgenfreiheit heißen kann.

Der Mülltruck fährt jetzt auf der *St Nicholas Avenue*, die Subwaystation *168th Street* ist schon in Sicht. Fast fünfzehn Säcke nimmt er mit Afzal beim Anhalten auf. Blickt auf den Boden, springt fast schon wieder auf den Wagen hinten auf. Da sieht er im Rinnstein etwas funkeln, und schon greift er es mit seiner Hand. Eine große Murmel? Kostadinidis steckt den Fund blitzschnell in seine Hosentasche. »Was hast du da gefunden, Grieche?« Verflucht, Afzal hat es gesehen! Kostadinidis antwortet nicht, nicht ihm, nicht Afzal, dem schon gar nicht. Und ist dabei stolz auf sich.

Der Tag geht ihm jetzt leicht von der Hand, er arbeitet besonders zügig, erwartet das Ende der Tour, will möglichst schnell nach Hause, um seinen Fund zu untersuchen. Fasst hin und wieder prüfend mit seiner Hand in die Hosentasche.

Am Nachmittag kommt er schwitzend von der Arbeit durch seine Wohnungstür. Er ist schnell gegangen, trotz der Hitze, fast gelaufen ist er nach Hause. Die Neugier kitzelt. Kaum zu Hause, greift er in die Tasche seiner Hose und legt die Kugel auf den

Küchentisch. Die jetzt funkelt, als ob sie leuchtet. Und dabei einfach auf der Tischplatte liegen bleibt, kein bisschen herumrollt. Wie aus Blei auf der Platte liegt, wie eine pralle Kirsche, so groß.

Kostadinidis betrachtet sie begeistert, von allen Seiten, nimmt sie noch mal in die Hand. Was hat es damit auf sich? Er hat so etwas nie in seinem Leben gesehen. Legt die Kugel behutsam wieder auf den Tisch. *Schwer wie ein Goldklumpen*, denkt er sich dabei. Er duscht, kleidet sich an, geht zum Vogel. Was ist bloß mit ihm los? Der Sittich ist unruhig, hüpfht hektisch auf der Stange des Bauers, zittert etwas dabei. Ist es die Hitze, oder ist das Tier krank? Kostadinidis ist besorgt, der Vogel ist ihm wichtig, das einzige Lebewesen, das noch bei ihm geblieben ist. Seine Frau hat ihn schon vor fünfzehn Jahren verlassen. Sonst hat er niemanden. Er sitzt noch den ganzen Abend, hält die funkelnde Kugel behutsam in seiner schwieligen Hand.

Die Nacht war traumlos, irgendwie fühlt er sich am nächsten Morgen kraftvoll und erfrischt. Der Sittich zittert noch immer, sein Futter hat er seit gestern Abend nicht angerührt. Kostadinidis trinkt schwarzen Kaffee, schmiert ein Sandwich, nimmt die Kugel in die Hand. Er steckt sie in die Hosentasche, ab heute soll sie sein Talisman sein. Er verlässt das Haus, fasst beim Gehen immer wieder nach der Kugel. Sein auf dem Küchentisch vergessenes Sandwich fällt ihm in diesem Moment gar nicht auf.

Bei seiner Ankunft im Müllwagendepot wird er schon erwartet. Afzal und drei andere stehen schon im Umkleideraum, als er eintritt. »Wir haben uns gefragt, was du gestern aufgehoben hast, Grieche, an der *St Nicholas Avenue*, kurz vor der Subwaystation?« Afzal spricht provozierend, kommt gleich zur Sache. »Das geht dich gar nichts an!«, blafft Kostadinidis barsch zurück. Der Pakistani macht ihm manchmal Angst, doch heute nicht. »Sag schon, Grieche!«, setzt Afzal nach und geht dabei auf ihn zu. »Was bei der Tour gefunden wird, das wird geteilt!«

Kostadinidis öffnet den Spind, hängt seine Jacke hinein, greift

zur grellgelben Warnweste. »Was ich gefunden habe, gehört nur mir!« Kostadinidis dreht sich zu Afzal um und streift die Warnweste über. Er greift in die Tasche. Hält herausfordernd die glitzernde Kugel hoch. »Und für so etwas Schönes bist du sowieso zu blöd!« Er ist überrascht über seinen Mut, wie er die Worte dem baumlangen Pakistani ins Gesicht pfeffert, Worte wie Faustschläge für seine lange aufgestaute Wut.

Plötzlich greifen von hinten geschickte Finger nach der Kugel. Reißen sie dem überraschten Kostadinidis aus der Hand. Baran, der Afghane, hat sich die Kugel gepackt. Baran, der immer mit diesem Afzal zusammenhängt, genau wie Bassem, der Libanese, dem er die Kugel jetzt zuwirft. Bassem, der ewige Lächler – und falsch zu Kostadinidis, wie die zwei anderen. Noch heute wartet er auf die Rückgabe der dreißig Dollar, die er Bassem vor vier Wochen geliehen hat!

»Gebt die Kugel sofort wieder her!«, Kostadinidis schäumt jetzt vor Wut. Doch Bassem hat sie schon Afzal zugeworfen. »Eine hübsche Murre!« Afzal lacht bitter. »Die ist doch bestimmt was wert, wenn du sie so vor uns versteckst, Grieche!« Schreien füllt jetzt den Umkleideraum. Die Kugel fliegt zwischen Afzal, Bassem und Baran hin und her, Kostadinidis versucht zornig, sie zu fangen. »Du bist zu alt und zu langsam, Grieche. Und du teilst nicht mit deinen Kollegen! Wir wollen uns einen Spaß mit dir machen!« Afzal schiebt Kostadinidis, der rücklings gegen die Spindwand fällt.

»Verrecken sollst du, Afzal!« Kostadinidis kennt sich nicht wieder. »Gib die Kugel her!« – »Na, was willst du denn machen, Grieche?« Afzal hält die Kugel hoch, öffnet den Mund, steckt sie sich zwischen die Zähne. »Hol sie dir doch!«, zischt er. Es sieht aus, als wolle er die funkelnde Kugel zerbeißen.

Da hält es Kostadinidis nicht mehr. Ist er auch viel älter, kleiner und schwächer als dieser Afzal, stürzt er mit einer sich selbst unbekanntem Wut auf ihn zu, rammt ihm seinen Körper vor die Brust. Fast sieht es aus, als stürze der Pakistani zu Boden. Er

taumelt, greift sich plötzlich würgend an den Hals, japst fiepend nach Luft. Bevor die anderen begreifen, was geschieht, fällt Afzal auf die Knie. Verzweifelt macht er Geräusche wie ein röchelndes, abgestochenes Schwein, greift mit seiner Hand in den Mund. Bassem und Baran stürzen zu ihm.

Als der Notarztwagen fünfzehn Minuten später am Müllwagendepot eintrifft, der Arzt und zwei Sanitäter in den Umkleideraum rennen, ist der Pakistani bereits zehn Minuten tot. An einer Murren erstickt, wie der Arzt Dr. Bell verwundert sagt, der Afzal die Kugel mit einer Zange aus der Luftröhre zieht. Der Pakistani liegt wie schlafend auf dem Tisch, umringt von Arzt, Sanitätern und den völlig überraschten Kollegen.

Kostadinidis ist nicht mehr dabei. Er sitzt erstaunlich ruhig auf einem Stuhl im Zimmer des Chefs. Die Polizei trifft jeden Moment ein. Der Libanese Bassem steht noch unter Schock, Baran, der Afghane, schreit jammernd herum. Dr. Bell schickt alle aus der Umkleidekabine heraus, schließt hinter ihnen die Tür.

»Was jetzt?«, fragt einer der Sanitäter ihn. »Wir müssen die Polizei abwarten. Das Übliche, nehme ich an. Wahrscheinlich nehmen wir die Leiche gleich nachher zum Leichenschauhaus mit.« Dr. Bell betrachtet die funkelnde Kugel, die zusammen mit der Arztzange in einer Schale vor ihm liegt. Bevor er die Zange in seine Tasche zurückpackt, nimmt er die Kugel in die Hand. Dieses kleine Ding hat dem vor ihm liegenden hünenhaften Mann den Tod gebracht. Bell schüttelt den Kopf. Als Notarzt in New York hat er schon vieles an Todesursachen erlebt. Aber so was? Gedankenlos steckt er die Kugel in die Brusttasche von seinem Hemd, plant, sie später der Polizei zu übergeben.

Sein Smartphone klingelt. Bell wird hektisch. »Schwerer Unfall an der Lexington. Viele Opfer, wir sind angefordert, müssen sofort hin!«, ruft er den zwei Sanitätern zu. »Und die Leiche?«, fragt der eine. »Die läuft nicht weg. Die holen wir später. Sag Bescheid, dass wir sie später abholen – oder jemand anders von uns kommt, nachdem die Polizei entschieden hat.« Und schon

wenige Minuten später sitzt Dr. Bell im Notarzwagen, auf dem Weg zum nächsten Unfallort.

Als Kostadinidis nach einem langen Polizeiverhör spätabends nach Hause kommt, liegt der Sittich schon stundenlang tot im Futternapf. Kostadinidis setzt sich erschöpft auf den Küchensstuhl, sitzt jetzt direkt neben dem Vogelbauer und schenkt sich aus der auf dem Tisch stehenden Flasche ein Glas Rotwein ein. Auch nach Stunden hat er immer noch seine Jacke an, sitzt da, wie er vorhin hereingekommen ist, streicht sich immer wieder mit der Hand über sein Haar. Sieht dabei gar nicht traurig aus. Nein, Kostadinidis sitzt allein an seinem Küchentisch. Und lächelt.

– 3 –

In der kleinen Reinigung an der *Essex Street* ist schon seit zwei Stunden Betrieb. Cullen ist seit vier Uhr hier, wie immer, sechs Tage in der Woche, und das inzwischen über zehn Jahre. Er öffnet die große Waschtrommel, zieht ein Bündel halb feuchter Weißwäsche heraus. Nur weiße Hemden, die wäscht er immer von allem anderen Weißen getrennt. Viel zu tun heute, er muss sich sputen. Seine Kunden erwarten schnelle Arbeit, Pünktlichkeit und den besten Preis. Hier an der Lower East Side ist die Konkurrenz hart. Cullen legt den feuchten Hemdenstapel auf den Tisch, trennt kurz prüfend die Wäschestücke, schaut, ob er einen Fleck entdeckt.

Flecken suchen ist eine Manie von ihm. Der Fleck war schon immer des Wäschers Feind. Manche Kunden geben ihm die Schuld, wenn sie bei der Abholung der Wäsche einen Fleck entdecken. Obwohl Cullen für einen Fleck gar nichts kann, auch nicht für seine Hartnäckigkeit, mit der er sich gegen seine Entfernung wehrt. Daher sichtet Cullen akribisch jedes Wäschestück, wenn es aus der Trommel kommt, sucht nach diesen Flecken,

nichts entgeht seinem Blick. Nur zufriedene Kunden kommen zurück. Und Flecken auf weißen Hemden reklamiert jeder, der zu ihm kommt, sofort.

Etwas Hartes drückt jetzt beim Sichten der feuchten Hemden gegen Cullens Hand, fällt aus dem Wäschestapel heraus, schlägt klackernd auf dem Kachelboden auf, rollt von ihm weg. Blitzschnell hat Cullen es aufgesammelt, hält die feuchte Kugel wie Beute in seiner Hand. Etwas Gefundenes in der Wäsche ist immer ein Bonuspunkt bei Kunden. Und wird von jedem immer mit Überraschung kommentiert, zumeist mit Dank. Ist ein Zeichen von Cullens Ehrlichkeit, lässt das Vertrauen des Kunden wachsen, ihn ein wenig in Cullens Schuld stehen und ihn daher wiederkommen. Etwas in der Wäsche zu finden, ist also ein Glücksfall – nicht nur für seine Kunden, nein, auch für Cullen selbst!

Verwundert betrachtet er den Gegenstand in seiner Hand. Schwach glitzert die feuchte Kugel, irisiert bläulich, ist für ihre Größe unglaublich schwer. Murmel oder Schmuckstück? Cullen rätselt noch, auch, welchem seiner Kunden die Kugel wohl gehört.

Er legt die Kugel in die Schachtel neben der Kasse, wo er alles Gefundene von Wert aufbewahrt. Und dann jeden Kunden beim Bezahlen seiner abzuholenden Wäsche befragt. Ob das Fundstück vielleicht ihm gehöre? Immer wieder überraschend ist es, wenn der Eigentümer sich zeigt. Manchmal passiert das schnell, manchmal dauert es lange. Er erinnert sich an einen Ehering, für den sich niemals ein Besitzer unter seinen Kunden fand.

Doch heute läuft es anders. Es ist 19 Uhr, als Cynthia Beckingsale hektisch die Tür zu Cullens Laden aufstößt. Wie immer in Eile, diese langbeinige Schönheit, diese auffällige Brünette, die immer unter Zeitdruck scheint, wenn sie in Cullens Wäscherei eintritt. Und ihn kaum anschaut, wenn sie mit ihm spricht, in dieser arroganten, eher wie ein Befehl denn wie eine Bitte klingenden Sprechweise. Aber verdammt hübsch ist diese blüten-

junge Cynthia, immer modisch gekleidet und ihre Reize kaum verbergend. Eine arrogante Versuchung auf ellenlangen Beinen, die Männerblicke fängt, wo sie hintritt, Cullen nimmt sich selbst da nicht aus. Weshalb er sich auch immer freut, wenn sie kommt, obwohl sie wahrscheinlich noch nicht einmal seinen Namen kennt. Heute kommt sie, um drei Blusen bei ihm abzuholen, jede von ihnen aus Designerstores, das sieht Cullen beim Waschen nicht nur am Etikett.

Beim Bezahlen fällt ihm das Fundstück ein, er nimmt es aus der neben der Kasse stehenden Schachtel heraus. Hält die jetzt hell glitzernde Kugel Cynthia entgegen, fragt sie, ob es vielleicht ihre Kugel sei. Zu seiner Überraschung schaut sie erst auf die Kugel und dann ihn an, das erste Mal, wie ihm scheint. Nimmt den glitzernden Fund aus seiner Hand, berührt sie dabei leicht. Cullen zuckt fast zusammen, wie kalter Samt ist ihre Haut. Sie wiegt die Kugel, streichelt sie mit ihren rot lackierten Nägeln. Blickt Cullen jetzt in seine Augen, lächelt voll Freundlichkeit und spricht plötzlich mit einer ganz anderen, surrenden Stimme. »Aber ja! Was habe ich mein Schmuckstück schon vermisst!«

Cullen sieht sie fasziniert an, irgendwie spürt er, dass sie lügt. Aber wie schön sie dabei ist. Und wie sie ihm das erste Mal mit ihrem Lügen Beachtung schenkt. Selbst das Betrügen weckt für diese Frau Begehren. Cullen nickt nur. »Dann ist es ja gut! Ich hatte mich schon gefragt, wem es gehört.«

Cynthia zahlt, nimmt das Paket mit ihren Blusen wie in Eile unter den Arm, die Kugel dabei immer noch in ihrer zur Faust geballten Hand.

»Eine Frage habe ich noch«, sagt Cullen. »Was ist das für eine Kugel?«

Cynthia dreht sich um, schon in der Tür, lächelt ihn kurz an, verlegen, wie bei etwas ertappt, sagt nichts, tritt auf den Bürgersteig und geht zügig fort. Cullen seufzt. Frauen wie Cynthia sieht er sein Leben lang nur aus der Entfernung. Heute hat er mit einer von ihnen nicht nur gesprochen, sie hat ihn sogar angelächelt –

und belogen, weil sie etwas von ihm wollte. Sie von ihm! Jetzt lächelt Cullen, wendet sich um und geht wieder an seine Arbeit. Die Bettwäsche eines Hotels muss heute noch gemacht werden. Und Hotels bestehen besonders auf Pünktlichkeit.

Als er den ersten Stapel Bettlaken gerade in die große Waschtrommel schiebt, schellt es schon wieder an seiner Eingangstür. Ein weiterer Kunde tritt in den Laden, wie oft um diese Zeit, wenn die Leute nach der Arbeit ihre Wäsche bei Cullen abholen kommen. Er streift sich die Hände an seiner Hose ab und geht nach vorne in den Verkaufsraum.

»Guten Abend, Mr. Cullen. Ich komme meine Wäsche abholen.« Es ist Dr. Bell, der da vor Cullen steht. Der junge Arzt aus dem Unfallkrankenhaus, der hin und wieder zu ihm kommt und seine Berufskleidung bei ihm waschen lässt. Aber nur diese, nicht seine Privatsachen, die nicht. Die bringt er zum Chinesen, zu diesem Wu, in der Nähe, auf der *Sutter Avenue*. Der sei billiger. Und wasche genauso gut. Mit leichtem Vorwurf in der Stimme hatte Dr. Bell ihm das gesagt. Das tat weh. Nur seine Berufskleidung bringe er ihm. Das Geld hole er sich wieder, beim Krankenhaus. *Da ist ihm der höhere Preis wohl egal*, hatte Cullen sich gedacht. Und darum mochte Robert Cullen diesen Dr. Bell nicht. Weil er geizig war. Und seine Privatsachen bei Wu waschen ließ, der Cullen schon manchen Kunden abspenstig gemacht hatte mit seinen niedrigen Preisen.

»Ach, Mr. Cullen«, Dr. Bell beugt sich bei diesen Worten während des Bezahlens seiner Wäsche leicht über den Tresen vor, »ich vermisse eine Sache, die mir sehr wichtig ist. Ich scheine sie verloren zu haben. Daher möchte ich Sie fragen: Haben Sie etwas beim Waschen in meiner Wäsche gefunden?« Dr. Bell drückt sich umständlich aus.

»Etwas gefunden?«, wiederholt Cullen. »Was vermissen Sie denn?«

»Eine Art Kugel, vielleicht so groß.« Dr. Bell zeigt die Höhe mit Daumen und Zeigefinger an.

»Eine Kugel?«, antwortet Cullen. Und ihm schießt der Gedanke durch den Kopf, was er in diesem Moment für eine Chance gehabt hätte, Dr. Bell zum zufriedenen Kunden zu machen. Wenn er die Kugel jetzt noch hätte! Und ihn so vielleicht davon hätte überzeugen können, all seine Wäsche zukünftig bei ihm waschen zu lassen. Aus Dankbarkeit. Aber ihm schießt auch Cynthia durch den Kopf, der er die Kugel gegeben hat. Obwohl er geahnt hatte, dass sie ihn angelogen hat.

»Sehr ungewöhnlich, was denn für eine Kugel?« Cullen tut verwundert, als sei er am Verlust des Arztes ernsthaft interessiert.

»Ach, ich dachte nur, Mr. Cullen. Hätten Sie sie gefunden, wäre es Ihnen ja aufgefallen.« Dr. Bell legt das Geld zum Bezahlen auf den Tresen, greift sein in Papier eingeschlagenes Wäschepaket und schickt sich an, zu gehen.

»Wenn ich noch eine Kugel finde, dann denke ich an Sie, Doc, versprochen!« Cullen blickt den Arzt mit geheuchelter Anteilnahme an.

»Nichts für ungut, Mr. Cullen, schönen Abend.« Mit diesen Worten verschwindet Dr. Bell aus dem Laden. Und denkt dabei, dass er morgen der Polizei mitteilen muss, dass er die Kugel leider verloren habe, die er aus der Luftröhre des erstickenen Pakistani gezogen hat. Das passiere leider im hektischen Alltag des Unfallretters. Und ändere ja auch nichts, denn der Müllfahrer sei eben tot. Er zieht das Wäschepaket dichter an den Körper und läuft zum Subweyeingang, denn gerade setzt ein Sommerregen ein, platzt geräuschvoll mit seinen Tropfen auf den New Yorker Asphalt.

Mr. Cullen steht schon wieder vor der Wäschetrommel, schiebt die Bettlaken rein, macht die Trommeltür schwungvoll zu. Und denkt an Cynthia, die ihn belogen hat, so wie er Dr. Bell. Aber Cullen hat kein schlechtes Gewissen dabei, im Gegenteil. Er fühlt sich gut. Weil er dem Doktor eins ausgewischt hat. Und weil diese Cynthia ihn angelächelt hat. Mehr ist für ihn nicht

drin bei so einer Frau, das ist ihm klar. *Oder vielleicht doch? Habe ich nicht etwas in der Hand gegen sie?* Cullen lacht auf. Und nimmt sich vor, diese Cynthia das nächste Mal nach *ihrer Kugel* zu fragen, wenn sie in seinen Laden kommt. Soll sie doch spüren, dass er ahnt, dass sie dieses Fundstück unrechtmäßig an sich genommen hat. Mal sehen, wie sie dann reagiert. *Wer weiß, vielleicht ergibt sich daraus ja eine Chance*, denkt Cullen und drückt auf den Startknopf der Waschmaschine.

- 4 -

Cynthia Beckingsale schließt ihre Wohnungstür auf, voll bepackt mit Handtasche, Einkaufstüten und den von der Reinigung abgeholten Kleidungsstücken auf dem Arm, dreht sie den Schlüssel im schwergängigen Schloss. Tritt in ihr Studio, in dieses heruntergekommene Loch, diesen für sie so unwürdig erbärmlichen Ort, den sie seit kaum einem Jahr mit Verachtung bewohnt.

Nur, was kriegt man schon bei ihrem Gehalt in dieser Stadt, in die jeder will? Alles würde sie tun, um aus dieser Wohnung wegzukommen, alles für ein besseres Leben, wie sie es verdient! »Für eine Klassefrau wie mich, von der die meisten Männer nur träumen können!«, flucht sie jetzt laut und wuchtet Wäschepaket und Einkaufstüten auf den schmalen Küchentisch, wirft schwungvoll ihre Handtasche auf die Fensterbank, schmeißt ihren abgestreiften Mantel achtlos über den Stuhl, so als wolle sie all diese Gegenstände bestrafen für ihr kümmerliches Dasein in dieser Absteige. Mit diesem schmierigen, fettleibigen Vermieter, der ihr erst kürzlich an den Hintern gegrapscht hat. Ohne jede Hemmung hat er sie angefasst, kurz nachdem sie ihn um eine Mietstundung gebeten hatte, weil sie für kurze Zeit wegen eines Jobwechsels mit dem Geld knapp sei.

Und dieser Dreckskerl hat ihr daraufhin gesagt, aber das mache doch gar nichts, da werde sich eine Lösung finden. Und un-

missverständlich versucht, ihr unter den Rock zu fassen. »Und das mir!« Cynthia schreit vor Wut, als sie an die Situation zurückdenkt. »Mir, die ich jeden zweiten Mann New Yorks haben könnte!« Sie öffnet die Schublade, greift zur Schachtel, steckt sich eine Zigarette an.

Und alles nur wegen John Harlow! Alles hätte so schön gepasst. Er verdient gut, sieht passabel aus, ist in seinem Architekturbüro der aufgehende Stern. Auf dem Karrieresprung. Ein Mann mit Perspektiven, aus dem eine ehrgeizige Frau etwas machen kann! Sie hat alles getan, um ihn auf sich aufmerksam zu machen. Dass er verheiratet ist? Das hat sie noch nie interessiert. Soll sein Frauchen doch besser auf ihn aufpassen! Stuten, die den Deckhengst wollen, beißen halt weg!

Wütend zieht Cynthia an ihrer Zigarette, geht dabei hektisch im engen Küchenraum auf und ab. Aber sie hat es ihm gezeigt, diesem Weichei, das sie nach ihrer ersten gemeinsamen Nacht wie ein benutztes Handtuch wegwerfen wollte. Obwohl er am Abend vorher vor Geilheit kaum hat gehen können, am Ende des Abends bei der Architekturpreisverleihung! Sie hat gar nicht mehr viel machen müssen. Männer sind so schlicht und berechenbar. Oh ja, das Leben hat sie diese Lektion hart gelehrt. Ist man schön, jung, sexy und erscheint für einen Mann unerreichbar, Galaxien entfernt, als lebe man auf einem anderen Stern, muss man ihm Signale senden. Die ihn das Undenkbare träumen lassen. Empfänglichkeit für Versuchung liegt in fast jedem Mann verborgen. Doch man muss dabei langsam vorgehen. Keine Eroberung gelingt am ersten Tag. Verführung kommt mit kleinen Schritten, beginnt damit, die Gedanken eines Mannes zu infizieren, weckt dann seine Hoffnung, die seinen Willen umgarnt. Entfacht schließlich seine Begierde.

Ein kokettes Lächeln. Eine flüchtige Berührung. Ein anhimmelndes Wort. Ein lasziv übergeschlagenes Bein – nackte Haut, die verspricht. Die Männerblicke hinaufgleiten lässt bis zum Saum des kurzen Rocks. Ein etwas offenherzig geöffnete

Blusenknopf. Ihre wie zufällig auf seinen Oberschenkel gelegte Hand, während der gemeinsamen Taxifahrt auf dem Heimweg, gefolgt von einer flirtenden Entschuldigung. Und schon hat er die Kontrolle verloren, ist über sie hergefallen, hat die Lippen auf ihren Hals gedrückt. Hat sein Ehefrauchen und seine bürgerliche Selbstlüge vergessen. Der anschließende Sex in ihrem Studio ist ausdauernd gewesen. Nicht schlecht für einen angespießten Familienvater.

Aber dann diese lächerliche Szene am nächsten Tag. Wie er ihr im Büro beim Wiedersehen unter vier Augen ausgewichen ist. Ihr etwas von der Liebe zu seiner Frau vorgefaselt hat! Und ihr gesagt hat, es müsse sofort Schluss zwischen ihnen sein. Seine Ehe, seine Kinder seien ihm heilig! Was für ein erbärmlicher, heuchlerischer Wicht!

Cynthia drückt die abgerauchte Zigarette zornig in der Spüle aus, öffnet den Schrank, zieht ein Glas und die halb leere Bourbon-Flasche raus, füllt sich ein und nimmt einen kräftigen Schluck.

Aber sie hat es ihm gezeigt, diesem schäbigen John Harlow! So kommt er ihr nicht davon. Schluss mit dem ewigen Ausgenutztwerden. Jetzt kommt ihre Zeit, jetzt ist *sie* dran! Es war nicht schwer herauszufinden, wo er wohnt. Sie hat jedem in seinem Haus geschrieben – und die Umschläge in die Briefkästen gesteckt. Nur nicht seiner Frau. Die wird ihn schnell genug erfahren, den Inhalt dieses Umschlags! Eine DVD war darin, mit einem Filmclip, der den Architekten und sie zeigt, in ihrem Schlafzimmer, vierzig stöhnende Minuten lang.

Ein guter Freund hat ihr bei der Installation der kleinen versteckten Videokamera mit Selbstauslöser geholfen. Sie filme sich halt selbst gern beim Sex, hatte sie ihm gegenüber behauptet. Warum denn nicht? Ihr wahres Motiv hat sie ihm verschwiegen. Dass sie plane, diesen Architekten John aus ihrem Büro, ihren Boss, in ihr Schlafzimmer zu lotsen und zu verführen. Und alles, was sie mit ihm im Bett machen werde, aufzunehmen. Män-

ner muss man als Frau am besten in der Hand haben, Männer sind egoistisch und treulos. Wer nicht wenn sie kennt sich hierin aus.

Cynthia stürzt den letzten Schluck Whiskey herunter, schenkt sich neu ein, läuft in der Wohnküche auf und ab. Ja, alle Nachbarn von Harlow haben den Film seines Ehebruchs erhalten. Und dazu einen Zettel. »Ihr Nachbar John Harlow bei der Verleihung des Architekturpreises von N.Y. City. Ausgezeichnet mit seinem Team für herausragende Leistung. Weiß seine Frau davon?«

Es wird keinen Tag dauern, bis eine besorgte Nachbarin es seiner Frau erzählt – und ihr den Filmclip in die Hand drückt. Der Schock über den Ehebruch dürfte durch die Schmach des geheutelten Mitgefühls noch erhöht werden. Und den Hass gegen ihren Ehemann entfachen. Cynthia freut sich mit kaltem Lächeln bei diesem Gedanken.

Noch diese Woche wird ein Anwaltsschreiben bei Johns Arbeitgeber *Sykes, Wittgenstein & Buchanan Architects* eingehen. Worin unter Androhung einer Anzeige geschrieben steht, der Vorgesetzte John Harlow habe mehrfach versucht, sich seiner Praktikantin Cynthia Beckingsale am Arbeitsplatz unsittlich zu nähern, sie wiederholt körperlich bedrängt und ihr gegen sexuelles Entgegenkommen eine feste Anstellung im Unternehmen in Aussicht gestellt. Unerfahren und verängstigt, habe sich die junge Frau darauf eingelassen, schließlich aber verzweifelt das ihr widerfahrene Unrecht nicht länger ausgehalten und den unterzeichnenden Anwalt um Hilfe ersucht. Im Interesse der psychischen Verfassung seiner Klientin schlage der Anwalt eine außergerichtliche Einigung mit angemessener finanzieller Kompensation für Mrs. Beckingsale vor. Der Anwalt räume Johns Arbeitgeber eine Frist von zehn Tagen für eine dem Vorschlag zustimmende Antwort ein – andernfalls ginge nach Fristablauf eine Anzeige an die Polizei heraus.

John Harlow wird innerhalb einer Woche Ehefrau und Ar-

beitsplatz verlieren. Cynthias grüne Augen blitzen. Rache ist eine zuckersüße Frucht.

»Niemals sollst du mich vergessen, John Harlow«, sagt sie jetzt mit dem Whiskeyglas in der Hand. »Lieber wäre ich tot, als dir je zu verzeihen!« Cynthia lacht auf, als sie das sagt, der Alkohol in ihrem Blut streift jede Hemmung vor bösen Worten ab. Sie leert das Glas in einem Zug, schwankt leicht zum Küchentisch, um sich vom Bourbon nachzuschenken. Tritt beim letzten Schritt stolpernd auf etwas, rutscht jetzt wie auf einer unbemerkten Eisfläche aus. Brutal zieht es ihre langen Beine unter ihrem Körper weg, wie brüsk gestoßen fällt sie rücklings hin.

Cynthias Hinterkopf schlägt im Fall krachend am gusseisernen Herdofen auf, wie brechendes Holz zischt das Geräusch in ihr Ohr.

Und während Cynthia Beckingsale zuckend auf dem vergrauten Küchenboden liegt, ihr Blut aus Kopf und Ohren rinnt, letzte Gedanken durch ihr erlöschendes Bewusstsein rasen, die letzte Angst den sie gerade noch beherrschenden Hass verdrängt, trudelt eine blaue Kugel schabend durch den Raum. Die Kugel, die zuvor aus der Manteltasche ihres achtlos über den Küchenstuhl geworfenen Mantels fiel, ein Stück weiter rollte und seitdem die ganze Zeit ungesehen vor dem Herd auf dem Küchenboden lag. Bis Cynthias Fuß auf sie trat.

Mit letztem Blick sieht Cynthia der Kugel nach, die aus der Küche in ihr angrenzendes Schlafzimmer kullert. Das letzte Bild ihres kurzen Lebens ist diese blau schillernde Kugel. In ihrem Besitz durch eine Lüge. Wie ihr ganzes Leben überhaupt zumeist verschattet von Lüge und unerfüllter Hoffnung war. Unwirklich flüchtig, zerronnene Enttäuschung, zu Ende und vergangen, gelebt und doch vertan. Die in das Schlafzimmer rollende Kugel ist das Letzte, was Cynthia Beckingsale sieht, noch bevor sie ihr Ende begreifen kann. Es ist der Moment, als ihr Blick aus grünen Augen für immer bricht.

»Sie haben Glück, Mrs. Dickenson, die Wohnung ist erst vor Kurzem frei geworden.« Der Vermieter schließt in diesem Moment die Wohnungstür auf, mit Stimme und Lächeln ist er schon im Verkaufsgespräch. »Treten Sie ein – vielleicht das erste Mal in Ihr neues Heim!« Er weist dabei mit einladender Hand durch die geöffnete Tür in das schwach erleuchtete Apartment. Emily Dickenson betritt skeptisch mit ihrem Sohn Paul an der Hand die Wohnung. Erst gestern Abend hat sie mit dem Vermieter Mr. Freeman telefoniert, ihn ohne große Erwartung kontaktiert, bestimmt der Fünzigste, den sie in den letzten Monaten angerufen hat. Eine für sie bezahlbare Wohnung in New York City zu bekommen, für sich und ihre zwei Kinder, in einem einigermaßen sicheren Stadtviertel und in der Nähe der Schule von Paul und Lynn, scheint der Quadratur des Kreises zu gleichen!

Wie schon manchen Abend, nach einem langen Arbeitstag, saß sie verzweifelt allein auf ihrem Bett in dem winzigen Zimmer, das sie als Interimslösung zur Untermiete in diesem schäbigen Haus bewohnt, bei dieser geschwätzigen Olivia Norton. Und in dem sie mittlerweile schon zehn Monate mit ihren zwei Kindern lebt, die – wie jeden Tag um diese Uhrzeit – neben ihr fest schlafen. Und wie jeden Abend hat Emily Wohnungsanzeigen studiert und verzweifelt festgestellt, dass alles, was ihrem bescheidenen Budget als Kosmetikverkäuferin eines New Yorker Kaufhauses entsprach, unzumutbar war. Brownsville! East Harlem! Die Bronx! Bevor sie dort hinzieht und ihre Kinder aufzieht, verlässt sie lieber die Stadt!

Da sah sie die Kleinanzeige von diesem Studio in East Village, direkt vom Eigentümer zu mieten, 38 Quadratmeter nur, aber zwei Schlafzimmer! Der Mietpreis lag knapp über ihrem

Budget! Im selben Moment rief sie trotz der späten Stunde die angegebene Nummer an und verabredete sich mit einem sofort abnehmenden Mr. Freeman für eine Wohnungsbesichtigung am nächsten Tag. An dem sie nun mit Paul an der Hand das kleine Apartment betritt.

»Na, junger Mann, welches der Zimmer wird denn deines?« Freeman wendet sich jovial an Paul, irgendwie unangenehm, fast so, als streichle ihm dieser dickliche Mann dabei über den Kopf. Emily Dickenson hat den Vermieter gleich beim ersten Zusammentreffen als unsympathisch empfunden, sofort seinen tastenden Blick über ihr Kostüm und ihren Körper gleiten gespürt.

»Mein Sohn und meine Tochter werden sich ein Zimmer teilen müssen, Mr. Freeman.« Emily spricht förmlich, bewusst reserviert. »Wann wurde die Wohnung das letzte Mal renoviert, sagten Sie?« Ihr Blick fällt dabei auf die heruntergekommene Küchenzeile.

»Was erwarten Sie für diesen Mietpreis im East Village, Mrs. Dickenson? Die letzte Mieterin hat meines Wissens erst vor einem Jahr gestrichen. Das dürfen Sie selbstverständlich auch gern machen, wenn es Ihren Vorstellungen besser entspricht.« Emily ist sich unsicher, ob auch Ironie in dieser Antwort verborgen liegt.

Paul Dickenson hat sich mittlerweile von der Hand seiner Mutter gelöst, ist in das größere der beiden winzigen Schlafzimmer gegangen und schaut sich in dem nur von einem Lichtband zum Innenhof schwach beleuchteten Zimmer um. Hockt sich nieder. In diesem Loch sollen seine Schwester und er also zukünftig schlafen? Hier passen ja gerade mal zwei Betten rein. Wo sollen hier Schrank und Schreibtisch stehen? Paul blickt enttäuscht, das hat er sich anders vorgestellt.

Er lässt sich in der Hocke mit dem Rücken gegen die Wand fallen. Ja, er weiß, bei ihrem Gehalt kann seine Mutter sich kaum eine größere Wohnung leisten, das hat sie ihm oft erklärt. Und dass sein Vater nichts zahlt, wenn der denn überhaupt noch lebt.

Mehr als fünf Jahre haben sie mittlerweile nichts von ihm gehört. Sein Vater. Der seine Mutter und ihn unmittelbar nach Lynns Geburt verließ. Und den er danach nur noch sporadisch, ein-, zweimal im Jahr gesehen hat. Bis er schließlich spurlos verschwand. Irgendwo in Mexiko soll er leben, behauptet seine Mutter. Und dort hat er nicht nur sie, sondern offensichtlich auch seine Kinder vergessen.

Paul fühlt, wie Groll und Verachtung in ihm hochkommen, als er plötzlich etwas Bläuliches aus der dunklen Zimmerecke funkeln sieht, sich vorbeugt und danach greift. Eine eigentümlich schwere, blau leuchtende Kugel liegt in seiner Hand. Paul muss grinsen über seinen Fund. Angenehm fühlt es sich an, dieses hübsche Ding! Wie schmeichelnd liegt es auf der Haut.

»Als Verkäuferin in einem Kaufhaus sind Sie tätig, sagten Sie?« Der Vermieter stellt diese Frage routiniert, schätzt damit die vor ihm stehende Mietinteressentin ein.

»Ja, ich verkaufe Kosmetika, bei *Macy's*, in der Midtown South.« Emily empfindet die distanzlose Nähe des vor ihr stehenden Mannes als unangenehm.

»Einen Gehaltsnachweis benötige ich natürlich von Ihnen. Routine. Und eine Mietkaution. Das Übliche. Wie gefällt Ihnen die Wohnung auf den ersten Blick?«

Emily schaut sich in der schmalen, schwach beleuchteten Wohnküche um, die neben den zwei winzigen Schlafzimmern und dem Bad die einzige Räumlichkeit darstellt.

»Die Wohnung hat nur dieses eine Fenster? Ist das die Nordseite?«

»Sicher nicht einfach, zwei Kinder allein großzuziehen. Mit einem Verkäuferinnengehalt. Geschieden sind Sie, sagten Sie?« Freeman sieht Emily dabei unverblümt direkt in die Augen.

»Wir leben bescheiden und kommen zurecht, Mr. Freeman.«

»Selbstverständlich, verzeihen Sie meine direkte Art. Die Mieterin vor Ihnen hatte es finanziell auch nicht leicht, wissen Sie. Die war auch einmal kurzfristig arbeitslos, kam mit der Mie-

te in Rückstand. Aber ich bin da kein Unmensch. Ich bin ihr ein wenig entgegengekommen. Und sie mir. Das Leben ist doch ein Geben und Nehmen, oder? Ich bin mir sicher, auch wir werden gut miteinander auskommen.«

Emily fühlt ein zunehmendes Unbehagen, tritt wortlos an das Fenster, schiebt den Rahmen quietschend hoch, atmet die einströmende Luft tief ein und blickt dabei auf die graue Rückfront des gegenüberliegenden, trostlosen Blocks.

»Warum ist die Wohnung eigentlich so kurzfristig verfügbar, Mr. Freeman? Ist die Vormieterin überraschend ausgezogen?« Emily steht mit dem Rücken zum Vermieter, spricht zu ihm aus dem Fenster heraus.

»Ach, das war ein tragischer Fall, Mrs. Dickenson. Sie hatte einen Unfall, wissen Sie.«

»Wie furchtbar!« Emily dreht sich zu Freeman um. »Hier im Viertel?«

»Nun ja ...«, Freeman antwortet zögerlich. »Ehrlich gesagt in dieser Wohnung.«

»Hier?« Emily blickt überrascht. »Was ist passiert?«

»Sie hat ... Sie ist gestürzt, ein tödlicher Unfall. Hier in der Küche. Die Polizei hat die Wohnung erst vor zehn Tagen freigegeben. Ich habe sie dann durch ein Entrümpelungsunternehmen ausräumen lassen.«

»In dieser Küche ist die Frau ums Leben gekommen?« Emily blickt Freeman ungläubig an.

»Vor sechs Wochen, Mrs. Dickenson, ja, sie ist wohl gestürzt.« Es ist dem Vermieter anzumerken, wie unwohl er sich bei diesen Worten fühlt. »Aber wir haben selbstverständlich alles gründlich reinigen lassen.« Freeman ist sich nicht sicher, ob es klug war, diesen Satz zu sagen.

»Paul!« Emily ruft nach ihrem Sohn und tritt zu ihm in das kleine Schlafzimmer. »Paul, ich glaube, wir sollten jetzt gehen. Kommst du bitte?«

Paul hat blitzschnell die Kugel hinter seinem Rücken ver-